



DER FALL

Warten auf Mamita

SANS-PAPIERS. Eine Bolivianerin lebt und arbeitet seit zwanzig Jahren in der Schweiz. Die ersten zehn Jahre ohne Bewilligung. Ihre Kinder sah sie nur auf Fotos aufwachsen.

TEXT: BIRTHE HOMANN | ILLUSTRATIONEN: ANDREAS GEFE

Fany Flores zeigt auf dem Handy Fotos ihrer drei Enkelkinder. Sie wischt sich eine Träne aus dem Auge und rückt die feine Brille zurecht. Die 64-Jährige will zurück nach Bolivien und ihre Enkel wiedersehen, sobald es die Corona-Situation vor Ort zulässt. «Ich möchte sie auf den Schoss nehmen, umarmen, aufwachsen sehen.»

Anders als ihre eigenen vier Kinder: Ihr Jüngster war neun, als Flores die Familie verliess, um in der Schweiz zu arbeiten. Als Sans-Papiers ohne Aufenthaltsgenehmigung. Sie arbeitete täglich von sechs Uhr morgens bis abends spät. Auch samstags und sonntags. Es war ein Leben in ständiger Angst aufzufliegen.

Fany Flores betreute als Nanny Schweizer Kinder und putzte private Haushalte. «Elf Kinder habe ich hier grossgezogen, es fühlt sich an, als ob es meine eigenen waren», erzählt sie. Auch heute noch werde sie von «ihren» Kindern zu Familienfeiern und anderen Festen eingeladen. Sie verdiente damals maximal 2400 Franken im Monat und schickte mehr als die Hälfte davon nach Hause. Damit wollte sie ihren eigenen vier Kindern eine gute Ausbildung ermöglichen.

In der Schweiz leben schätzungsweise gut 100 000 Menschen ohne Aufenthaltsstatus. Sie werden Sans-Papiers genannt, obwohl sie durchaus Papiere besitzen, einen Identitätsausweis oder Pass beispielsweise, aber sie haben kein gültiges Bleiberecht. Die meisten kommen aus

Lateinamerika, viele aus Osteuropa und Asien. Und sie kommen, um hier zu arbeiten.

Neun von zehn Sans-Papiers sind erwerbstätig, stellte das Staatssekretariat für Migration 2015 in einer Studie fest. Es kommen mehr Frauen als Männer und fast immer, um ihren Kindern im Herkunftsland ein besseres Leben zu verschaffen. Papierlose Frauen arbeiten in Privathaushalten, in der Gastronomie oder als Sexarbeiterinnen. Die papierlosen Männer auf dem Bau oder in der Landwirtschaft. Sie verrichten die Jobs, die Schweizerinnen und Schweizer nicht machen wollen, und rackern sich oft in prekären Arbeitsverhältnissen ab. Solange es Arbeit für sie gibt, werden sie weiterhin kommen.

Sans-Papiers sind systemrelevant. Fany Flores kam im Dezember 2002 nach Zürich. Mit Hilfe einer bolivianischen Bekannten, die hier lebte. Sie kam, weil die Arbeit in der Bäckerei in La Paz nicht genug hergab, weil ihr Mann Alkoholiker war und sie schlug. Weil sie keine Perspektive hatte und wollte, dass es ihre Kinder einmal besser haben. Sie liess die zwei Mädchen und zwei Buben in der Obhut ihrer Grossmutter. Oliver, Paula, Manuel und Melody Bernal Flores wuchsen ohne ihre «Mamita» auf.

Schnell fand Fany Flores Arbeit. Sie habe immer Glück gehabt. Glück, weil sie von ihren privaten Arbeitgebern meist anständig behandelt und bezahlt worden sei. Doch sie kennt auch die

Weil sie ein ungültiges Zugbillett hatte und sich nicht ausweisen konnte, wurde sie mit Handschellen abgeführt.

Schattenseiten. Wie viele Papierlose musste sie manchmal für einen Schlafplatz auf einem Sofa 500 Franken im Monat zahlen. Andere blättern für ein Kellerabteil 800 Franken hin. Obwohl sich solche Vermieter strafbar verhalten, fliegen sie fast nie auf. Denn Sans-Papiers beschweren sich nicht, aus Angst, ihre Bleibe zu verlieren.

In der Schweiz verrichten Sans-Papiers bis zu 50 Prozent der bezahlten Hausarbeit, heisst es in einer kürzlich veröffentlichten Studie des Migrationsamts des Kantons Zürich und des Amts für Wirtschaft und Arbeit. Somit sind sie ein Wirtschaftsfaktor und systemrelevant. Trotzdem müssen sie im Verborgenen leben, ohne Zugang zu elementaren Menschenrechten.

Flores engagiert sich seit langem im Colectivo Sin Papeles, der Vereinigung der spanischsprechenden Sans-Papiers. Sie berät Neuankömmlinge und versucht, sie vor Ausbeutung zu schützen. Erklärt, dass sie ein Recht auf Krankenversicherung und Sozialversicherungsbeiträge haben – auch wenn sie nicht gemeldet sind. Sie erzählt von Kindern von Papierlosen, die zur Schule gehen dürfen – weil alle Kinder ein Recht auf Bildung haben –, aber in ständiger Angst leben, ausgewiesen zu werden. Jugendlichen, die in der Schweiz aufwuchsen und kein Bleiberecht bekommen. Von abgeschobenen Frauen und Männern, die jahrelang in der Schweiz arbeiteten und nun in ihren Heimatländern psychisch angeschlagen leben und nicht damit zurechtkommen, wie sie behandelt wurden.

Endlich legal. Auch Fany Flores stellt sich manchmal die Frage, ob sich das alles gelohnt hat. Das Leben im Versteckten, die ständige Angst vor Entdeckung, der Verlust der Familie. Sie zuckt mit den Schultern. Ihre Kinder haben gute Jobs. Der Älteste ist Notfallarzt, die anderen arbeiten als Heilpädagogin, Hotelmanagerin und als Architekt. Ohne das Geld aus der Schweiz wären diese Ausbildungen nicht möglich gewesen. «Meine Familie ist für mich das Wichtigste auf der Welt», sagt sie.

In den letzten 20 Jahren hat sie ihre Kinder nur viermal gesehen. Sie zeigt ein Foto mit den Porträts ihrer erwachsenen Kinder, das sie ihr zum Geburtstag geschenkt haben. «Feliz cumpleaños!!! Mamita», steht darauf. «Ich vermisse sie schrecklich», sagt Flores leise. Die Tränen laufen ihr über das Gesicht.

Der schönste Monat ihres Lebens in der Schweiz sei der Mai 2012 gewesen. «Da wurde plötzlich alles um mich herum farbig», erzählt sie. Zuerst heiratete sie ihren langjährigen Partner, einen italienisch-schweizerischen Doppelbürger, kurz darauf bekam sie den Ausländerausweis B. Sie war endlich legal in der Schweiz, amtlich bescheinigt.

Als sie mit den Papieren vom Kreisbüro nach Hause gekommen sei, sei ihr als Erstes das neue Namensschild an der Tür der Wohnung aufgefallen. «Da stand mein Name neben dem meines Mannes, ganz selbstverständlich. Mein Vor- und



Nachname, schwarz auf weiss.» Das sei überwältigend gewesen. Sie durfte sich endlich zeigen, die ständige Angst wich. Aber zur Hochzeitsfeier konnten ihre Kinder nicht kommen. Zu teuer, der weite Flug.

Auch Arbeitgeber machen sich strafbar. Seit sie den Ausländerausweis hat, verdient Flores etwas besser. Heute arbeitet sie 50 Prozent als Reinigungskraft in einem Spital und putzt weiterhin private Haushalte. Für ihre 35-Stunden-Woche bekommt sie 3500 Franken im Monat. «Weil meine Kinder jetzt selber verdienen, muss ich nicht mehr so viel nach Hause schicken», sagt sie. «Es reicht für mich.»

Wer eine Sans-Papiers – beispielsweise in der Altenpflege – anstellt, macht sich strafbar. Im Ausländer- und Integrationsgesetz (AIG) steht, dass «mit Freiheitsstrafe bis zu einem Jahr oder Geldstrafe bestraft wird, wer Ausländerinnen oder Ausländern eine Erwerbstätigkeit in der Schweiz ohne die dazu erforderliche Bewilligung verschafft».

Meist kommen die Arbeitgeber, falls sie überhaupt entdeckt werden, mit einer bedingten Geldstrafe davon. Das Risiko ist relativ gering, denn Papierlose verraten ihre Arbeitgeber nur

«Das sind doch deine Sachen, die warten auf dich. Wir warten auf dich, Mamita.»

Fany Flores' Kinder in La Paz, Bolivien

sehr selten. Ungleich härter bestraft werden aber die Sans-Papiers, wenn sie auffliegen. Sie werden umgehend ausgeschafft.

Wie eine Schwerverbrecherin. Auch das hat Fany Flores erlebt. Weil sie ein ungültiges Zugbillet auf dem Weg zu einer Arbeitsstelle hatte und sich nicht ausweisen konnte, wurde sie bei einer Kontrolle entdeckt und mit Handschellen abgeführt. «Wie eine Schwerverbrecherin», erinnert sie sich. Am nächsten Tag wurde sie ins Flugzeug gesteckt und nach Bolivien ausgeflogen. Ein paar Monate später kam sie über die grüne Grenze via Italien wieder zurück in die Schweiz. Mit Hilfe ihres späteren Mannes.

Bea Schwager leitet seit 2005 die Sans-Papiers-Anlaufstelle Zürich (SPAZ). Wer in unserem Land einer Arbeit nachgehe, müsse eine Aufenthaltsbewilligung bekommen, sagt sie. «Sans-Papiers sind Menschen, die hierherkommen, um in Bereichen zu arbeiten, in denen Schweizerinnen und Schweizer nicht arbeiten wollen. Trotzdem ist die Schweiz nicht bereit, sie hier menschenwürdig leben zu lassen.» Das sei schlicht «inakzeptabel».

Andere Länder sind liberaler. Deutschland, Frankreich, Norwegen und Spanien etwa legalisierten in den letzten Jahrzehnten Millionen von Sans-Papiers. Italien erteilte während der Coronakrise rund 300 000 Papierlosen eine tempo-

räre Aufenthaltsbewilligung. In der Schweiz hat einzig die Stadt Genf vor einigen Jahren mit der Opération Papyrus mehr als 2500 gut integrierte Sans-Papiers legalisiert. Wieso diese pragmatische Lösung in der Deutschschweiz keine Nachahmer findet, ist auch für Fachleute schwierig zu erklären.

«Es handelt sich wohl um eine Form von Rassismus», sagt Bea Schwager von der SPAZ. Die Leute meinten immer noch, die Papierlosen nähmen ihnen etwas weg.

In New York kann sich jede Stadtbewohnerin und jeder Stadtbewohner mit der New York City Identification Card ausweisen. Zürich will in eine ähnliche Richtung gehen, tut sich mit der Einführung eines Ausweises nach New Yorker Vorbild aber noch immer schwer.

Als sie das letzte Mal in La Paz gewesen sei, um ihre Papiere für die Heirat zusammenzustellen, sei alles noch genau gleich gewesen in ihrer Wohnung, sagt Flores. Alle alten Möbel waren noch da, nichts sei verändert worden. Zwei ihrer Kinder wohnen noch immer dort. Wieso sie denn nichts geändert hätten, habe sie die beiden gefragt. «Das sind doch deine Sachen, die warten auf dich. Wir warten auf dich, Mamita.» ■

Buch: Mehr zu Fany Flores und weiteren Sans-Papiers: Tanja Polli, Ursula Markus: «Die Unsichtbaren. Sans-Papiers in der Schweiz»; Rotpunktverlag, 256 Seiten, Fr. 43.90. Erscheint am 13. Oktober.

Hat sich das Leben im Versteckten, der Verlust der Familie gelohnt? Fany Flores zuckt mit den Schultern.



Für Pläne, die aufgehen



und Pläne, die sich verdreifachen.

Von der Finanzierung bis zur Vorsorge. Ab jetzt Seite an Seite.

RAIFFEISEN die Mobiliar